

# *Simone Matthaei*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Bolivien

vom 02. September bis 07. Oktober 2002

## **Kleinkredite in Bolivien Erfolgsgeschichte im konjunkturellen Tief**

Von Simone Matthaei

Bolivien, vom 02.09. bis 07.10.2002  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

# Inhalt

1. Zur Person	428
2. Kredit als Chance aus der Armut	428
3. Frauen als Kreditnehmerinnen	428
4. Es geht auch anders	430
5. Banken und Mikrofinanzinstitutionen	430
6. Ohne Garantien läuft nichts	431
7. Der Vorteil der Mikrofinanzinstitutionen	433
8. Nachtrag	433

## 1. Zur Person

Nach dem Studium der Politik, Philosophie und Geschichte an der Universität in Köln begann Simone Matthaei ihre journalistische Ausbildung bei Radio Köln. Mehrere Jahre arbeitete sie für den Hörfunk bei WDR 2 und für die Deutsche Welle. Weitere Stationen waren das Frankfurt Business Radio und der Tagespiegel. Im Oktober 2001 wagte Frau Matthaei den Sprung in die Selbständigkeit mit der Eröffnung eines Journalistenbüros in Köln.

## 2. Kredite als Chance aus der Armut

Das Recht auf Kredit ist in keiner Verfassung der Welt garantiert. Dabei ist der Zugriff auf Zahlungsmittel für Arme im täglichen Leben fast noch wichtiger als etwa das Recht auf freie Meinungsäußerung oder das Wahlrecht. Besonders in Entwicklungsländern wie Bolivien führt der Weg vom Verkaufsstand auf der Straße in eine „Tienda“, wie kleine Geschäfte dort heißen, oft über einen so genannten Mikro-Kredit. Das ist ein Kleinkredit von zunächst nicht mehr als 100 US Dollar, der später auf mehrere 1.000 US Dollar ausgeweitet werden kann.

Kredit als Chance aus der Armut, diesen Zusammenhang erkannte Muhammad Yunus und gründete die Grameen Bank. Diese Bank gab zum erstenmal Menschen Kredit, die eigentlich nicht kreditwürdig waren. Das war 1976 in Indien. Seitdem boomt das Mikrofinanzierungssystem überall in der Welt.

## 3. Frauen als Kreditnehmerinnen

Es funktioniert besonders gut, wenn Frauen die Kreditnehmerinnen sind. Sie gelten als besonders zuverlässig, bezahlen ihre Kreditraten pünktlich und investieren ihr Geld in die Familie und den Ausbau des Geschäftes. Das ist in Bolivien nicht anders als in Indien oder Afrika. Dabei schneiden die Männer als Kreditnehmer schlecht ab. Der Grund für das miserable Rating ist banal: „Die Männer verpulvern das Geld meistens fürs Saufen“, sagt Arend Smid von Sartawi, einer Mikrofinanzinstitution der lutherischen Kirche in Bolivien und fügt an: „Wir geben lieber den Frauen Kredit. Das ist sinnvoller.“ Auch Carmen Velasco von Pro Mujer, einer Mikrofinanzinstitution, die vor allem mit Frauen zusammen arbeitet, bestätigt: „Wir haben mit den Männern schlechte Erfahrungen gemacht.“

In der Tat: Betrunkene Männer sind in La Paz und Umgebung nicht gerade selten. Gleichmütig stehen die Frauen daneben. Alltag in den Anden. Die Ver-

antwortung für die Familie lastet allein auf ihren Schultern. Alleinerziehend sind die Frauen sowieso, ob verheiratet oder nicht. Oft verlassen die Männer ihre Familien. Geht der Mann, müssen sie fortan auch noch den Lebensunterhalt für die Kinder – meist neun und mehr – allein aufbringen. Und so sind die Kleinkredite der Strohalm, nach dem die Frauen greifen, um ihre Großfamilien durchzubringen. Mehr als zehn Stunden, sieben Tage in der Woche, sitzen sie hinter ihren Verkaufsständen. „Ohne den Kredit könnte ich die Getränke und Süßigkeiten bei den Händlern nicht einkaufen,“ sagt Remedias Huanca Bianca, die in El Alto, dem Andenviertel vor den Toren La Paz, einen Erfrischungsstand betreibt. Sie ist überzeugt, dass die Kredite nicht nur helfen, die Existenz zu sichern, sondern die Frauen unabhängiger von ihren Männern machen: „Je selbständiger sie werden, desto weniger lassen sie sich gefallen.“

Dabei haben die Frauen bei den Mikrofinanzinstitutionen einen guten Ruf. Die meisten von ihnen sind Kreditnehmerinnen wie Banker sie sich wünschen: pünktlich, zuverlässig, unkritisch. Die Kredite sind eine große Hilfe im Überlebenskampf der Frauen und zugleich, wie Velasco kritisch anmerkt, „noch ein Paket mehr im großen Rucksack ihrer Verantwortung“. Doch die Zusammenarbeit mit den Männern hat nicht funktioniert, bedauert die Chefin von Pro Mujer: „Deswegen haben wir das System im Laufe der Jahre ganz auf die Frauen zugeschnitten.“ Dabei bekommen bei Pro Mujer nicht einzelne Frauen einen Kredit, sondern eine Gruppe von 20 Personen. Diese machen untereinander aus, wer wieviel Kredit bekommt. Wenn eine nicht zahlen kann, haften alle anderen mit. Das geht nicht ohne Murren und so flüchten einige zu anderen Finanzinstitutionen, von denen immer mehr auf den Individualkredit setzen. Doch das Arbeiten in Gruppen hat auch Vorteile. Die regelmäßigen Treffen mit den Kreditnehmerinnen nutzen Organisationen wie Pro Mujer und Crecer, um mit den Frauen über Gesundheitsfürsorge, Kinderpflege und Verhütung zu sprechen. Für die Frauen oft völliges Neuland. Auch hier bleiben die Männer außen vor. „Sie langweilen sich bei solchen Themen“, erzählt Velasco von ihren fehlgeschlagenen Versuchen, die Männer einzubinden. Dennoch habe es auch bei den Männern Lernprozesse gegeben, berichtet die gelernte Psychologin. „Zunächst haben viele Männer unsere Organisation als Feind betrachtet und haben ihre Frauen geschlagen, wenn sie zu uns kamen.“ Das habe sich geändert. „Wir haben den Männern klar machen können, dass wir ihren Frauen helfen und auch sie davon profitieren.“

#### 4. Es geht auch anders

In anderen Städten scheinen die Männer mehr Familiensinn zu haben. In der Wirtschaftsmetropole Santa Cruz und in der Hauptstadt Sucre unterschreiben die Ehepartner oft gemeinsam den Kreditvertrag. Dennoch gilt auch hier:

Die Frauen genießen bei den Mikrofinanzinstitutionen größeres Vertrauen als die Männer. Das haben sie sich hart erarbeitet. So wie Helena Huanca. Frauen wie sie haben das Mikrofinanzierungsgeschäft in Bolivien zu einer Erfolgsgeschichte gemacht. Noch vor wenigen Jahren hat die 40jährige Huanca Empanadas – mit Käse oder Fleisch gefüllte Teigtaschen – auf der Strasse verkauft. Mit Hilfe eines Kredites von 3.100 US-Dollar mietete sie einen Geschäftsraum in La Paz. Ihr Laden ist bereits morgens um sechs rappelvoll – trotz Wirtschaftskrise. „Kaffee und Empanada braucht jeder“, lächelt Huanca. 120 Klienten hat sie im Schnitt am Tag. Damit verdient sie täglich rund 150 Bolivianos. Das sind rund 20 Euro. Bald will sie einen größeren Geschäftsraum anmieten; der erste Kredit ist abbezahlt. Nun hat sie einen neuen Kredit in Höhe von 5.000 US-Dollar laufen. Damit will sie ihrem Mann Jüan einen Minibus finanzieren. Der will schließlich in Kürze einen Transportservice eröffnen. Jüan ist arbeitslos seit die Fabrik, in der er arbeitete, Pleite gemacht hat.

#### 5. Banken und Mikrofinanzinstitutionen

Von den rund 8,3 Millionen Einwohnern in Bolivien haben die 45 am Markt tätigen Mikrofinanzinstitutionen nach Schätzungen der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) rund 415.000 Kunden. Davon sind rund 60 Prozent Frauen. Rund ein bis zwei Prozent der Bewohner Boliviens sind nach Schätzungen der GTZ Kunden kommerzieller Banken. Die Zahlen verdeutlichen: Die meisten haben keinen Zugriff auf Finanzleistungen. Und: Ohne die Mikrofinanzinstitutionen wäre die Unterschicht praktisch vom Finanzsystem abgeschnitten. Dabei bieten die Mikrofinanzinstitution ihren Kunden vom Kredit bis zum Sparkonto fast alles, was Banken auch offerieren. Sie dürfen aber beispielsweise nicht Kreditkarten ausgeben und Außenhandelsgeschäfte finanzieren – das dürfen nur Banken. Auf dem Land kommen nur wenige in den Genuss von Finanzleistungen. Der Grund: Wegen der geringen Bevölkerungsdichte lohnt es sich dort nicht, Filialen zu eröffnen. Nur wenige Mikrofinanzinstitutionen, wie Prodem oder Sartawi, haben sich auf die Kreditvergabe in ländlichen Gebieten spezialisiert. Deswegen steht die Ausweitung der Finanzdienstleistungen auf das bolivianische Hinterland ganz oben auf der Agenda von Geberländer wie den USA oder Deutschland. Eine der Ideen ist, mobile Sparkassen, also Banken auf Rädern, einzusetzen.

Eine andere Idee ist, Kooperationen mit Banken einzugehen – um Kosten zu sparen, aber auch um die ganze Palette der Bankdienstleistungen anbieten zu können. Noch ist das Zukunftsmusik.

## 6. Ohne Garantien läuft nichts

Doch auch wer in der Stadt wohnt und die nächste Filiale erreichen kann, bekommt nicht automatisch Kredit. Ohne Garantien läuft nichts. Entweder müssen die heißgeliebten Fernseher oder Kühlschränke als Garantien herhalten oder eine Person, die für den Kredit bürgt. „Die Garantien bedeuten nicht nur Sicherheit für die Finanzinstitutionen, sie sind auch für die Kreditnehmer wichtig“, sagt Jose Hugo Teliez Munoz, Chef von Caja los Andes in Sucre. „Wir haben gemerkt, dass die Kunden den Kredit dann ernst nehmen.“ Diese Vergabepolitik hat aber zur Folge, dass viele – trotz der sozialen Ausrichtung der Mikrofinanzinstitutionen – keine Aussicht haben, jemals einen Kredit zu ergattern. Garantien kann nicht jeder bieten. Je ärmer, desto weniger. Kunden aber, die bereits etablierte Geschäfte haben wie Macaobia de Choque sind beliebt. Die 41-jährige verkauft in einer Tienda in Sucre Kinderwagen und Fahrräder. „In acht Jahren habe ich 50.000 US-Dollar verdient“, erzählt sie stolz. Sie brauche den Kredit nur, um die Ware vorzufinanzieren. Da sie, um einen Kredit in Höhe von 10.000 US-Dollar zurückzuzahlen, meist nur vier Monate benötigt, werden bei ihr nur 24 Prozent Zinsen veranschlagt. Das Risiko für die Kreditgeber ist schließlich gering. Solche Kunden brauchen Institutionen wie Caja los Andes, die laut darüber nachdenken, eine Bank zu werden. Die Ausfallquoten müssen gering sein, die Rendite muss stimmen.

Die Tendenz, lieber wohlhabenderen Kunden Kredite zu geben, wird auch bei der GTZ kritisch registriert. Immerhin hat die GTZ, die im Auftrag der Bundesregierung arbeitet, das Mikrofinanzierungs-System in Bolivien durch Geld und technische Beratung mit aufgebaut. „Wir hoffen, dass die sozialen Ziele nicht aus den Augen verloren werden“, sagt Heike Fiedler, Leiterin der Mikrofinanzprojekte der GTZ in Bolivien. Die Entwicklung sei zwiespältig: Einerseits offerierten die Mikrofinanzinstitutionen immer mehr Dienstleistungen, etwa Sparkonten. Das komme auch den Kunden zugute. „Dafür wird aber auch mehr auf den Gewinn geschaut“, sagt Fiedler.

Kredite in Bolivien sind teuer. Zwischen 24 und 30 Prozent im Jahr müssen die Kunden für das geliehene Geld hinblättern. Für 200 Dollar müssen Kreditnehmer am Jahresende bis zu 260 Dollar tilgen. Das kommt nicht von ungefähr. Die Mikrofinanzinstitutionen müssen sich, genau wie die Banken, am freien Finanzmarkt behaupten. Die Kredite müssen sich rechnen. „Gerade Kleinkredite verursachen einen hohen Verwaltungsaufwand. Das macht den

Kredit teuer“, erklärt Fiedler von der GTZ. Beschwerden tun sich die Frauen darüber nur selten. Sie sind froh, dass das Geld fließt. Das ist in hochpolitischen Städten wie Cochabamba und La Paz anders. Eugenia Michel, die in den Straßen von La Paz Obst und Gemüse verkauft, schimpft lauthals über die Zinspolitik der Banken:

„Wer nicht zahlen kann, bekommt zur Strafe zusätzlich bis zu sieben Prozent aufgebremmt. Da kommt man aus den Schulden nicht mehr raus.“

Das ist wohl vielen bereits passiert. Denn als vor etwa vier Jahren im Finanzmarkt große Liquidität war, entdeckten die Banken den Markt der Kleinkredite, der zuvor fest in der Hand der Mikrofinanzinstitute war. „Sie haben aggressiv geworben und Kunden Kredite verkauft, die bereits bei anderen Institutionen Kredite laufen hatten“, erzählt Ronald Pol Sanchez, Leiter von der Mikrofinanzkooperative La Merced in Santa Cruz und schüttelt den Kopf:

„Manche hatten drei und mehr Kredite. Dass sie die irgendwann nicht mehr bezahlen konnten, war klar.“ Die politischen Folgen dieser aggressiven Geschäftspolitik sind nun zu spüren. Da viele Kunden ihre Kredite nicht mehr bedienen konnten und die Wirtschaftskrise in Südamerika auch Bolivien erfasst hatte, verschärfte sich die Situation zwischen Kleinschuldnern und Banken. So gründeten Betroffene vor rund drei Jahren die Kleinschuldnerbewegung „Las Asociaciones de Pequeños Deudores“. Ziel dieser Bewegung ist es, die Finanzinstitutionen zu zwingen, den Kreditnehmern sämtliche Schulden zu erlassen. Durch eine spektakuläre Geiselnahme im vergangenen Sommer versuchte die Bewegung, ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen:

Anhänger der Organisation brachten 125 Geiseln im Gebäude der Bankenaufsicht in La Paz in ihre Gewalt, banden ihnen Dynamitstangen um den Bauch und zwangen die Regierung zu Zugeständnissen. Diese lehnte zwar den Schuldenerlass ab, bot aber Umschuldungen an und versprach, jeden Fall einzeln zu prüfen. Druck übt die Kleinschuldnerbewegung aber auch auf andere Art und Weise aus: Sie ermuntert ihre Anhänger, die Raten nicht zu zahlen. Arend Smid, Präsident von Sartawi, hält die Methode für bedenklich: „Wenn immer mehr Kreditnehmer ihre Schulden nicht begleichen, kommen auch die Mikrofinanzinstitutionen in finanzielle Engpässe.“ Das könnte passieren. Denn die Sympathien für die Kleinschuldnerbewegung bei der indigenen Bevölkerung in Städten wie La Paz und Cochabamba sind groß. In anderen Städten steht man dieser Bewegung allerdings kritischer gegenüber. Ob das so bleibt, wenn sich die Wirtschaftskrise weiter verschärft, ist fraglich. Pfarlerin Irene Sievers, die seit über 20 Jahren auf dem Altiplano lebt, weiß von ehemaligen Kreditnehmern, die sich mit viel Engagement eine Existenz aufgebaut haben und nun ihre Geschäfte wieder schließen müssen. „Die Kunden bleiben weg. Die haben einfach kein Geld mehr.“



## 7. Der Vorteil der Mikrofinanzinstitutionen

In dieser angespannten Situation haben die Mikrofinanzinstitutionen einen strategischen Vorteil gegenüber den Banken: Sie haben meist über viele Jahre einen sehr engen und persönlichen Kontakt zu ihren Kunden aufgebaut. „Wenn Probleme bei den Ratenzahlungen auftreten, sprechen wir mit den Kunden“, sagt Pilar Ramirez, Präsidentin von FIE und eine der bekanntesten Gründerinnen der Mikrofinanzbewegung in Bolivien. „In so einem Fall reduzieren wir die Raten und strecken den Kredit über einen längeren Zeitraum.“ Die anderen Institutionen bestätigen den engen Kontakt zur Kundschaft. „Wir haben nur wenige Ausfälle. Wir kennen unsere Kreditnehmer sehr gut“, sagt auch Velasco von Pro Mujer. Auch die Frauen loben die Zusammenarbeit mit den Mikrofinanzinstitutionen. „Das ist nicht so anonym wie in den Banken“, sagt Naney Carillo, die Kundin bei FIE ist. Diesen engen Kontakt wollen die Mikrofinanzinstitutionen nutzen, um die Frauen an das Sparen heranzuführen. Bisher vertrauen die Leute den Banken ihr Geld nur ungern an. Lieber kaufen sie neue Tiere oder verstecken ihr Bargeld unter der Matratze. Doch Roxana Nava Salinas, Chefin von FIE in Santa Cruz ist überzeugt: „Das Sparen werden wir auch noch etablieren.“ Lachend hält sie ein rosa Sparschwein hoch. Das bekommen die Frauen geschenkt, damit sie das Ferkel, immer, wenn sie ein paar Bolivianos übrig haben, füttern.

Die Frage, ob die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen den Mikrofinanzinstitutionen und den Kreditnehmerinnen und Kreditnehmern kippt, wenn sich die Wirtschaftskrise und damit die politischen Unruhen im Land weiter zuspitzen, ist eine der spannendsten Fragen für die Zukunft Boliviens.

## 8. Nachtrag

Und die Situation spitzte sich zu. Ein Jahr später gab es in Bolivien heftige Zusammenstöße zwischen der Bevölkerung und dem Militär. Das nachfolgende Interview führte ich mit dem Gründer der Entwicklungshilfeorganisation „Resplandecer“, Michael Schöttle:

„Goni war weg und wir tanzten auf den Straßen“

Fragen an Michael Schöttle, Gründer der Entwicklungshilfeorganisation „Resplandecer“ (Stiftung für geistig behinderte Kinder). Schöttle ist Deutscher, 31 Jahre alt und lebt in La Paz.

Es gab heftige Zusammenstöße in Bolivien zwischen der Bevölkerung und dem Militär in den vergangenen Wochen. Der alte Präsident Gonzalo Sánchez de Lozada ist zurückgetreten, der neue Präsident heißt Carlos Mesa. Genießt er das Vertrauen der Bevölkerung?

Er gilt als integer. Der studierte Historiker ist Chef einer grossen Fernsehanstalt im Land („PAT“), Autor zahlreicher Bücher und angesehener Journalist. Ein typischer Intellektueller und kein Macher. Ob er das Zeug hat, Bolivien aus den Schwierigkeiten zu führen, ist daher fraglich. Seine Stärke: er ist Integrationsfigur und Hoffnungsträger.

Was muss Carlos Mesa am dringendsten erledigen?

Er muss das Erdgasgeschäft neu regeln. Der Gewinn aus den Erdgasvorkommen sollte diesmal den Bolivianern zugute kommen, nicht ausländischen Regierungen. Mit dem Geld könnten Schulen, Krankenhäuser und vieles andere, das dringend gebraucht wird, gebaut werden. Gonzales Sánchez de Lozada wollte das Erdgas zu einem Spottpreis an seine Freunde, die Amerikaner, verscherbeln. Daran entzündete sich der Protest, der ihm schließlich das Amt kostete. Er hatte nicht damit gerechnet, dass damit die ganze Bevölkerung gegen sich aufbringen würde. Er hat politischen Widerstand völlig unterschätzt.

Wird das Erdgasgeschäft die Kehrtwende einleiten? Wird Bolivien ein reiches Land sein?

Nicht reich, aber Bolivien könnte durch den Verkauf seines Erdgases seine Abhängigkeit von Almosen der Industrieländer verringern und endlich aus der Armutsfalle entkommen.

Eventuell gibt es vorgezogene Neuwahlen. Wer könnte Präsident Mesa beerben? Einer der Anführer des Aufstandes?

Sicher nicht. Denn sowohl Evo Morales, der Anführer der Kokabauern, als auch Felipe Quispe, der Bauernführer, und Jaime Solares, der Gewerkschaftschef, haben jeweils nur kleine Teile der Bevölkerung hinter sich. Sie gelten alle drei als radikal und unversöhnlich. Und sie schüren Hass. Hass aber gibt es in Bolivien genug. Hass auf die Reichen. Hass auf die Weißen. Nun muss ein Stück Gerechtigkeit in diese Gesellschaft kommen. Die Indianer sind über viele Jahrhunderte schamlos ausgenutzt worden, zuletzt von der Regierung Goni. Es ist höchste Zeit für einen neuen Gesellschaftsvertrag. Eine verfassungsgebende Versammlung, wie sie von Mesa geplant ist, ist sicher ein wichtiger Beitrag für Versöhnung und Integration.

Sind die Indígenas reif für die Regierungsübernahme?

Eindeutig nein. Da müssen sie noch eine Lektion in politischer Kultur nehmen. Sie müssen erst noch lernen, mit der neuen Freiheit und vor allem mit der neuen Verantwortung umzugehen. Aber ich bin mir sicher, dass sie sich nun über ihre Parteien und Organisationen selbstbewusster – und hoffentlich konstruktiver als bisher – präsentieren werden.

Sie waren während der ganzen Unruhen in la Paz. Die letzten deutschen Touristen wurden mit einem Militärhelikopter ausgeflogen. War es für Sie gefährlich?

Nein, nicht wirklich. Ich habe mich aber auch nicht in gefährliche Situationen gebracht, Demonstrationen und größere Menschenansammlungen habe ich gemieden.

Wie sieht es in den Stadtgebieten der Reichen, in der „Zona Sur“ von La Paz aus? Schon vor den Demonstrationen waren die Häuser der meist weißen Oberschicht durch bewaffnetes Personal bewacht. Haben die Leute dort nun Angst auf die Strasse zu gehen? Fürchten sie, auf lange Sicht ihr Eigentum zu verlieren?

Nachdem Goni sich abgesetzt hatte und noch am selben Abend Carlos Mesa Präsident wurde, war klar, dass die Gefahr der Anarchie gebannt und die Demokratie gerettet war. Die Spielregeln bleiben die gleichen. Es gibt keinen Grund zu Angst, auch nicht für die Reichen.

In den Nachrichten wurden die Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und dem Militär dramatisch geschildert. Was genau ist passiert?

Zuerst haben nur die Bergarbeiter und die Gewerkschafter protestiert. Als die Regierung versuchte, die Unruhen auszusitzen, wurden die Spannungen immer größer, bis die Lage vor einer Woche in El Alto explodierte. Der Einsatz des Militärs wurde von den Demonstranten als Provokation aufgefasst. Schließlich kam es zur Eskalation und statt mit den üblichen Gummigeschossen wurde mit echten Patronen geschossen. 77 Tote und mehr als 400 Verletzte sind zu beklagen.

Der Protest dehnte sich dann aufs ganze Land aus?

Plötzlich waren hunderttausende Bolivianer aus allen Bevölkerungsschichten mobilisiert. Cochabamba war umzingelt und selbst in der Stadt des Geldes, in Santa Cruz, gab es Demonstrationen gegen den Präsidenten. Landesweit befanden sich über 700 Menschen im Hungerstreik, darunter Kirchenvertreter, Menschenrechtsvertreter, Intellektuelle, zahlreiche Frauenorganisationen und sogar Unternehmer. Sie machten den Präsidenten nicht nur für die Wirtschaftsmisere und den Ausverkauf des Landes an die Amerikaner verantwortlich, sondern auch für die zahlreichen Toten und Verletzten der Unruhen. Die Menschen nannten ihn nur noch „Asesino“ (Mörder).

Was geschah im Zentrum von La Paz?

Der „Platz der Helden“ nahe der San Francisco-Kirche glich einem Schlachtfeld und lag die meiste Zeit unter einer dichten Tränengaswolke. Dort trafen sich Gewerkschaftsmitglieder aus den Städten, Bauern vom Altiplano, Bergarbeiter aus Oruro, Kokabauern aus dem Chapare, um ihren Unmut gegen die Regierung kundzutun. Die Stimmung war extrem aufgeheizt. Die Demonstranten randalierten gegen Häuser und Geschäfte der Anwohner. Der Regierungssitz Boliviens befand sich im Belagerungszustand. Sämtliche Zufahrtsstrassen nach La Paz waren blockiert und der Flughafen in El Alto war gesperrt.

Konnten die Medien objektiv über die Geschehnisse berichten?

Im grossen und ganzen schon. Allerdings wurden zwei kleinere Radiosender, die regierungskritisch berichteten, von Militärs zerstört und die Arbeit von Journalisten und Reportern von Demonstranten mehrfach massiv gestört.

... in den deutschen Nachrichten wurde berichtet, dass auch die Lebensmittel knapp wurden ...

Ja, das stimmt. Die Versorgung in La Paz stand vor dem Kollaps. Es kamen nur noch vereinzelt lebenswichtige Güter wie Milch und Fleisch, Benzin und Gas in die Zwei-Millionen-Stadt. Die Lebensmittelpreise waren auf Rekordniveau und viele Familien litten bereits Hunger, ganz zu schweigen vom Heer der Bettler und Obdachlosen. Das öffentliche Leben war lahm gelegt. Wegen des Spritmangels und der blockierten Strassen fuhren keine Kollektivtaxis und Minibusse mehr, der Müll türmte sich auf den Strassen. Die Krankenhäuser waren überfüllt und es fehlte an Blut- und Sauerstoffreserven. Büros, Schulen und Universitäten waren geschlossen. Vor den sporadisch öffnenden Geschäften bildeten sich lange Schlangen. Die Menschen hofften, wenigstens etwas Essbares zu ergattern. Ein kleiner Lichtblick war, dass Telefon, Internet, Wasser und Strom noch funktionierten.

Sie haben bolivianische Freunde in der sogenannten Mittelschicht. Wie denkt der „bürgerliche“ Bolivianer über die Demonstrationen?

Meine Freunde konnten den Hass der Demonstranten gut verstehen und sie empfanden selbst großen Ärger und Wut gegen das Verhalten der Regierung. Die radikale Position der Kokabauern „Wir sind gegen alles“ haben sie allerdings scharf verurteilt. Alle haben wir in den Tagen der Strassenschlachten um die Demokratie gebangt und uns nur eines gewünscht: Frieden. Noch immer herrscht große Trauer um die vielen Toten. Beachtenswert war die große Solidarität unter den Bolivianern während der Auseinandersetzungen. Viele aus der privilegierten Oberschicht hatten angenommen, die ethnische Mischung der bolivianischen Bevölkerung sei zu heterogen, um gemeinsame Interessen zu artikulieren. Da haben sie sich massiv getäuscht. Der gemeinsame Nenner ist: alle haben Aymara-Vorfahren. Die, die das nicht glauben wollten, wurden eines besseren belehrt.

Schließlich wurde der Präsident aus dem Amt gejagt.

Ja, er floh mit einem Hubschrauber nach Santa Cruz. Es war ziemlich dramatisch. Am Abend tagte der Nationalkongress und nahm den Rücktritt von Goni an. Carlos Mesa wurde als neuer Präsident vereidigt und hielt eine sehr emotionale Rede – ohne Manuskript. Im Fernsehen konnte man beides sehen: rechts im Bildschirm die Rede von Mesa und links im Bild das startende Flugzeug des alten Präsidenten und seinen drei vertrautesten Ministern in Santa Cruz. Bald war klar, dass es Kurs auf Miami nehmen würde, in die USA, dort, wo Goni die meiste Zeit seines Lebens verbracht hat. Nicht zuletzt deswegen haben ihn die Bolivianer nur noch als eine Marionette der Amerikaner gesehen.

Wie haben die Menschen auf die Flucht reagiert?

Sie sind auf die Strassen gerannt. Haben getanzt, gelacht und gefeiert. Zwei Tage Fiesta. Alle empfanden eine riesige Erleichterung. Der „schwarze Oktober“ ist vorbei, das normale Leben ist nach La Paz zurückgekehrt, die Strassen sind geräumt und die Geschäfte wieder geöffnet. Der Wille zu einem Neuanfang ist wirklich da. Alle hoffen nun auf eine bessere Zukunft. Für mich gibt es jetzt hier unendlich viel zu tun.